

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

85.] [2. Jahrg. 33.]

[November 29, 1834.]

Der herzogliche Palast in Florenz.



F l o r e n z .

Florenz (ital. Firenze, Fiorenza), Hauptstadt des Großherzogthums Toscana und Residenz des Großherzogs, mit 93,000 Einwohnern, vereinigt mit den Vorzügen einer reizenden Umgebung und eines gesunden Klimas ein großartiges Innere, welches durch die prachtvollen Paläste und Kirchen, fast sämtlich Denkmäler eines ehemaligen Glanzes, eine wahrhaft imponirende Wirkung ausübt und einen unauslöschlichen Eindruck zurückläßt. Keine Stadt der Welt faßt einen so großen Reichthum der mannichfaltigsten und werthvollsten Werke der Malerei und Bildhauerkunst in sich, und der Freund der Kunst, der diese Schätze in Augenschein nehmen will, erfreut sich einer zuvorkommenden Bereitwilligkeit. Sie führt mit volstem Rechte den Namen la Bella (die Schöne). Alles, was Natur, Wissenschaft und Kunst Schönes und Herrliches hervorbringen kann, findet sich in dieser vom Arno durchflossenen Stadt vereinigt. Göthe sagt: „Man sieht der Stadt den Volksreichthum an, der sie erbaut hat.“ Es ist keine Stadt, welche bei einer Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart so stolz sein kann, wie Florenz. Die Straßen sind mit den prächtigsten Palästen geziert, deren Größe und Festigkeit zur Bewunderung hinreißt. Viele derselben sind von ungewöhnlich großen Quadersteinen aufgeführt und am Dache mit Zinnen versehen, über welche oft ein fester Thurm mit stolzer Sicherheit emporragt. Daher konnte auch der Geschichtschreiber von Florenz, Machiavelli, sagen: „Man begreift, wie die mächtigen Familien der Stadt selbst miteinander in offener Fehde leben, in diesen ihren Burgen langwierige Belagerungen aushalten und blutige Ausfälle thun konnten.“

Siebzehn große Plätze, 10 Springbrunnen, 160 öffentliche Statuen, mehre Pyramiden, 172 meist von Marmor aufgeführte Kirchen, worunter die Hauptkirche Santa Maria del Fiore ist, mit einer 380 Fuß hohen Kuppel, zieren die Stadt.

Unter den Palästen verdient besonders der hier abgebildete sogenannte alte Palast, Palazzo vecchio oder Granduca, genannt zu werden, welcher ganz im Style des Mittelalters, majestätisch, fest und ohne Zierrath erbaut ist; oben rund herum läuft ein zur Vertheidigung eingerichteter verdeckter Gang, und über ihm erhebt sich der auf vier mächtigen Säulen ruhende 300 Fuß hohe Stockenturm. Er wurde 1298 von Arnolfo di Lapo erbaut und erst 1540 von Barsari vollendet. Am Eingange steht ein Hercules von Bandinelli und der David des Michel Angelo. In einem großen Saale sind die vorzüglichsten Thaten der aus dem Hause Medici stammenden Fürsten abgebildet. Die andere Ecke des unregelmäßigen Platzes, auf welchem der alte Palast steht, bildet die Halle des Dogana (vergl. auf der Abbildung rechts), mit den werthvollsten Statuen, unter denen sich ein Perseus mit dem Medusenhaupte von Benvenuto Cellini, welcher, wie die Abbildung zeigt, die Arcade schließt, und der aus einem Marmorblocke gearbeitete Sabinerinnenraub auszeichnet. Auf dem Plage, welcher sich vor diesem Palaste ausbreitet, ist besonders zu bemerken die kolossale Reiterstatue Cosmus I., welchem 1569 durch eine päpstliche Bulle von Pius V. der Titel eines Großherzogs von Toscana verliehen wurde. Verschiedene Verwaltungsbehörden, namentlich die Signoria, oder das hohe Rathscollégium, haben in dem alten Palaste ihren Sitz, seitdem Cosmus den Palast Pitti zu seiner Residenz erwählt hat. Dieser im südlichen Theile der Stadt liegende Palast hat seinen Namen von Luca

Pitti, einem edeln Florentiner und Freunde Cosmus' des Großen. Er ließ ihn nach Brunelleschi's Zeichnungen aufführen und verwendete sein ungeheures Vermögen auf den Bau, welchen erst Cosmus I. durch Tausch an sich brachte und zur Wohnung der Großherzoge bestimmte. Imponirend ist die Front dieses grandiosen, von ungeheuren, schwarzgrauen Quadern errichteten, einfach großartigen Gebäudes von 100 Schritt Länge. Es besteht aus einem hohen Erdgeschoß und aus zwei 20 Fuß hohen Etagen und ist ohne Dach. Schöner ist die innere Hofseite oder die doppelten von Ammanati erbauten Arcaden (Loggie.) Drei Säulenordnungen mit passenden Verzierungen, und zwar unten dorische, dann ionische und oben korinthische, laufen übereinander. Das Innere des Palastes Pitti ist überaus prächtig und besonders reich an den herrlichsten Gemälden, welche in dem östlichen Theile des Palastes in acht Sälen aufgestellt sind. Diese Bildersammlung, die berühmtesten Kunstwerke aller Malerschulen enthaltend, gehört zu den ausgezeichnetsten, welche es überhaupt gibt. Unter Anderem befindet sich hier die berühmte Madonna della sedia (die auf einem Stuhle sitzende Maria) von Rafael, welche, nebst andern Kunstwerken, unter Napoleon nach Paris gebracht worden war, später aber wieder zurückgegeben werden mußte.

Hinter dem Palaste Pitti erhebt sich terrassenförmig bis zur südlichen Stadtmauer der prächtige Garten Boboli, von dessen Höhe man die ganze Stadt übersehen kann.

Die ausgezeichnetste Sammlung an Kunstschätzen enthält der zwischen dem Arno und dem alten Palaste gelegene Palazzo degli Ufficii, welcher auch wol die großherzogliche Galerie genannt wird. Auf unserer Ausbildung füllt dieser Palast den Hintergrund aus. Das Gebäude besteht aus einem Quergeschoß und zwei Flügeln, deren jeder 400 Fuß lang ist, und hat drei Stockwerke. In den untern, um den Hof herumlaufenden Säulenhallen dieses Gebäudes werden in zierlichen Buden alle Arten von Kaufmannswaaren verkauft, und die Arcaden sind stets mit Spaziergängern belebt. Im zweiten Stockwerke befindet sich die große Bibliothek. Das dritte jedoch enthält die Kunstsammlungen.

Die herrlichsten Kunstwerke der Malerei und Bildhauerkunst und reiche Sammlungen von antiken (aus den Zeiten der Römer und Griechen herrührenden) und modernen Münzen, Gemmen, edeln Steinen, Kupferstichen, Handzeichnungen u. s. w. sind in 22 Sälen und Zimmern aufgestellt, unter denen die meisten nach einem darin befindlichen ausgezeichneten Kunstwerke ihren Namen erhalten haben.

In dem Saale, Tribune genannt, befinden sich einige der ausgezeichnetsten Statuen und Gemälde; unter ersteren erwähnen wir den kleinen Apollo, Apollino genannt, den Kämpfer, den Faun, die mediceische Venus und den Schleifer; unter den Gemälden zeichnen sich mehre von Tizian und Rafael aus. In einem dieser Säle ist die in No. 46 des Pfennig-Magazins beschriebene Gruppe der Niobe.

In dem Saale der Malerbildnisse befinden sich 300 Portraits von Malern, sämtlich von ihnen selbst verfertigt; in dem Saale des Varoccio bewundert man vorzüglich einige Gemälde dieses Meisters.

Das Cabinet der Gemmen ist von oben erleuchtet. Die großherzogliche Galerie ist vor mehren Jahren durch den Ankauf der Sammlung ägyptischer Alterthümer des Kanonicus Nizzoli bereichert worden, welche aus 1379

Gefäßen, sowie aus Statuen, Scarabäen (heilige Käfer der alten Aegypter), Grabsteinen und Papyrus besteht.

Ueber das Reisen im hohen Norden. Nach Capitain Franklin's Landreise in den Jahren 1819—22.

Nachdem durch die Gelehrten, vorzüglich aber durch die Schiffer, welche hohe Breitgrade bereist hatten, die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt um Amerikas Küsten aus dem atlantischen in den stillen Ocean gezeigt worden war, so lag es auch im Interesse des meerbeherrschenden England, sich über einen so bedeutenden Vortheil völlige Gewißheit zu verschaffen, und die britische Regierung rüstete mit einem bedeutenden Kostenaufwande mehre Expeditionen zu diesem Zwecke aus. Namentlich geschah dies im Jahre 1819, wo eine doppelte Expedition veranstaltet wurde; die eine unter Parry und Ross zur See, die andere unter dem See Capitain Franklin zu Lande. Die Tagebücher dieser Reisenden liegen vor uns und erfüllen uns mit Bewunderung über den Muth und die Ausdauer, welche diese Männer bewiesen, indem sie ihr Leben oder wenigstens ihre Gesundheit gegen Ermittlung des Thatbestandes aufs Spiel setzten. Eine so überaus wichtige Entdeckung, welche die Veränderung des Seewegs nach Ostindien zur Folge haben konnte und dann folglich als ein Weltereigniß galt, die dadurch zu erlangende Berühmtheit, vielleicht Unsterblichkeit, der Gedanke an die unberechenbaren materiellen Vortheile, welche sie ihrem Vaterlande bereiteten, mußten jene Männer mit hoher Begeisterung erfüllen, eine Begeisterung, welche uns den Muth erklärt, mit welchem sie den Gefahren einer beschwerlichen Reise und den Schrecken unwirthbarer Gegenden kühn die Stirn bieten konnten. Nicht nur, daß der Reisende allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen muß, sondern er hat auch zu kämpfen mit einem Klima, welches das Blut in den Adern erstarren macht, und mit Gewinnung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, welche die Natur im hohen Norden nur sehr kärglich spendet. Den größten Theil des Jahres hindurch sind die Polargegenden mit Schnee und Eis überzogen und nur in der kurzen Sommerzeit ist es vergönnt, nordwärts zu dringen. Von aller menschlichen Gesellschaft und Hülfe entfernt und von keinem gebahnten Wege geleitet, stoßen die Reisenden nur dann und wann auf einen Indianerstamm oder auch wol auf einen Jäger, welcher diese unwirthbaren Gegenden durchstreift, um Pelzthiere zu erlegen, oder er trifft einen Agenten einer der beiden hier bestehenden englischen Handelscompagnien, welchem die Gewinnsucht Muth gibt, dem Klima Trost zu bieten. Franklin namentlich hat auf seinen Reisen 1819—22 und 1825—27 Gegenden durchstreift, welche vor ihm noch keines Menschen Fuß betreten hatte, und hat dabei Mühseligkeiten ertragen, welche uns mit inniger bemitleidender Theilnahme und hoher Bewunderung zugleich erfüllen.

Am 23. Mai 1819 reiste Franklin auf Schiffen, welche der Hudsonsbaigesellschaft gehörten, von England ab, lief am 25. Juli in die Davisstraße ein und kam endlich in der Yorkfactori der Hauptniederlage der Hudsonsbaigesellschaft an. Die Gebäude der Factori bilden ein Viereck, sind zwei Stock hoch, haben platte mit Blei gedeckte Dächer und sind mit Pallisaden und Wällen umgeben. Hier hielt sich Franklin nur kurze Zeit auf und reiste dann auf einem Boote, welches aber leider

so klein war, daß es nicht einmal den für eine lange Reise nöthigen Mundvorrath aufnehmen konnte, weiter, um sobald als möglich nach Cumberlandhouse, als dem nördlichsten englischen Handelsposten am Saskaschawanflusse, zu kommen, von wo aus er im nächsten Sommer die Landreise antreten wollte. Die Weiterreise auf den Flüssen war wegen des seichten und schlammigen Wassers höchst beschwerlich, sodaß oft selbst die Offiziere ins Wasser springen mußten, um die Matrosen, welche das Schiff an einem Seile zogen, zu unterstützen. Mit einem Freudengeschrei begrüßten daher die Matrosen den Schnapstein (Dramstone), welcher das Ende der mühevollen Beschiffung des Hullflusses bezeichnete. Die Erquickung, auf welche schon der Name des Fessens hindeutet, wurde den Matrosen nicht verlagert. Bald erreichten sie auch den Winipegsee, wo die Hudsonsbaigesellschaft einen Handelsposten hat. Die Indianer, welche hier wohnen, erzählen sich viel von einem bösen Geiste, dem sie übermenschliche Kräfte zuschreiben, deren er sich auf alle Weise bediene, um die armen Indianer zu quälen. Er sei jedoch nicht unbeflegbar, und einem listigen, alten Weibe sei es einmal gelungen, ihn gefangen zu nehmen. Diese züchtigte ihn mit Hülfe der übrigen Weiber des Stammes und richtete ihn so zu, daß dann das Wasser des großen Sees nicht hinreichte, ihn wieder rein zu waschen. Daher der Name Winipeg- oder Schmutzsee. Da bei ihrer Ankunft in Cumberlandhouse die Flüsse schon so mit Eis bedeckt waren, daß an eine Weiterreise in diesem Jahre nicht wol gedacht werden konnte, so beschloßen sie, in dieser Factori zu überwintern. Die Gegend umher ist zwar niedrig, aber sehr fruchtbar und würde sich, nach Franklin's Aussage, zum Getreidebau gar wohl eignen. Auch würde es möglich sein, Pferde und Hornvieh zu halten, wodurch es den Europäern gelingen könnte, sich von den Indianern unabhängiger zu machen und sich der vielen Sorgen zu überheben, welche sie, im Falle die Jagd dürftig ausfällt, beunruhigen.

Interessant ist es, aus den Tagebüchern Franklin's und seiner Reisegefährten zu erfahren, welche Vorkehrungen und Zurüstungen sie zu ihrer Reise nach den Polargegenden trafen. Diese Vorkehrungen betrafen ihre Kleidung, ihre Lebensmittel, die Art und Weise, wie sie ihre Zelte, Decken u. s. w. forschafften u. s. w.

Vor Allem war es nothwendig, sich mit Schneeschuhen zu versehen, ohne welche eine Reise in jenen Gegenden nicht möglich ist.

Die Länge des Schneeschuhs beträgt, nach der Größe Desjenigen, der ihn trägt, vier bis sechs Fuß, die Breite $1\frac{1}{2}$ — $1\frac{3}{4}$ F. Er besteht aus einem an beiden Enden stark gekrümmten Stück Holze, in dessen Mitte sich eine Oeffnung für den Fuß befindet. An letzterem wird der Schneeschuh vermittelst Riemen befestigt. Es gehört einige Geschicklichkeit dazu, um sich derselben zu bedienen, ohne häufig hinzustürzen, und wenn dies geschehen ist, ohne fremde Hülfe aufzustehen. Jeder Schuh wiegt etwa zwei Pfund.

Die gewöhnliche Tracht der Reisenden besteht im Winter aus dem Capot, welcher mit einer Kappe versehen ist, die man bei windigem Wetter oder im Gehölz, um den Schnee vom Halse abzuhalten, aufzieht, ledernen Hosen und indianischen Strümpfen, welche an den Knöcheln um den obern Theil der Schneeschuhe festgeschnürt sind, damit kein Schnee hineinfallen kann. Hierüber trägt der Reisende einen ledernen Sack, der mit einem Gürtel um die Hüfte festgeschnallt wird, an welchem sein Feuerbeutel, Messer und Beil hängen.

Die Schlitten werden aus zwei oder drei ebenen Brettern, die sich vorn aufwärts krümmen und mit Querleisten verbunden sind, verfertigt. Sie sind so dünn, daß sie sich mit einer schweren Fracht nach den Unebenheiten des Bodens biegen, über welche sie hingleiten. Auf den 8—10 Fuß langen und sehr schmalen Hundeschlitten wird die Fracht um die Ränder her mit Schnüren befestigt. Die Cariole, deren sich die Pelzhändler bedienen, ist bloß ein lederner Ueberzug für den untern Theil des Körpers. Dieser Ueberzug wird auf dem gewöhnlichen Schlitten befestigt und nach dem Geschmack des Besitzers bemalt oder verziert. Außer den Schneeschuhen hat Jeder eine Decke und gewöhnliche Feuergewehre. Ein solcher Schlitten wiegt ungefähr 30 Pfund.

Als Zugthier vor diesen Schlitten dient der Hund, dieses wichtigste Besitztum der Bewohner der Nordländer. Die Hunde sind groß, haben ein wildes Ansehen, gleichen den Schäferhunden, die aus Neufundland stammen, sind aber zottig, gleich den Bauerhunden, und zeichnen sich durch kleine, spitze Ohren, grobes Haar und einen buschigen Schwanz aus. Sie sind im Allgemeinen dem

Wolfe sehr ähnlich und Einige wollen daher sogar glauben, daß sie nichts als gezähmte Wölfe sind. Die Natur schützt sie gegen die strenge Kälte durch langes, reiches Haar, sowie durch ein weiches Unterhaar, welches im Anfange des Winters wächst und bei dem Eintritte der mildern Jahreszeit ausfällt. Wie hart sie sonst auch, namentlich durch Schläge, behandelt werden mögen, so ist man dennoch für sie, so lange sie jung sind, fast zärtlich besorgt. „Schämst du dich nicht, daß du dich mit deinem kleinen Bruder zankst?“ sagen die Nordländer, wenn ein älterer einen jüngeren Hund beißt. Leider müssen sie oft mit ihren Herren zugleich den heftigsten Hunger leiden; dann verzehren sie Alles, was ihnen vorkommt. Nach Parry's Erzählung fraß ein ausgehungertes Hund ein Stück Segeltuch, ein baumwollenes Schnupstuch und ein Stück eines leinenen Hemdes. Diese Hunde werden einzeln hintereinander gespannt, von einem wohl dressirten Leithunde angeführt und durch eine 20 Fuß lange Peitsche in Ordnung erhalten, übrigens aber durch Leute gelenkt. Drei Hunde ziehen nicht ganz 300 Pfund und machen eine englische Meile in sechs Minuten. Acht bis zehn Stück machen in der Regel ein Gespann.



Franklin's Reisezug.

Das Hauptnahrungsmittel, welches die Reisenden auf ihre Wanderung mitnehmen, ist der Pemmikan, eine Mischung von Fleisch und Fett. Während des Sommers bereiten die Indianer möglichst viel von diesem Nahrungsmittel und bewahren es für den Winter oder bringen es dann in die Niederlassungen der Pelzhändler zum Tausch. Die Art und Weise, wie man den Pemmikan bereitet, ist sehr einfach. Das Fleisch wird von den Indianern in der Sonne oder auf dem Feuer getrocknet und auf einem Felle mit Steinen klar gestoßen. So wird es nach den Forts gebracht, wo es von den darin befindlichen Haaren zum Theil befreit und mit dem dritten Theile an geschmolzenem Fett vermischt wird. Dies geschieht theils mit einer hölzernen Schaufel oder auch, indem man es mit den Händen zusammenknetet. Alsdann wird der Pemmikan

fest in lederne Säcke gedrückt, von denen jeder 28 Pfd. fassen kann, zum Verköhlen an einen lustigen Ort gesetzt, worauf er sogleich verbraucht werden kann. Bewahrt man ihn vor Nässe, so hält er sich ein Jahr, bei vorzüglicher Sorgfalt auch wol zwei Jahre.

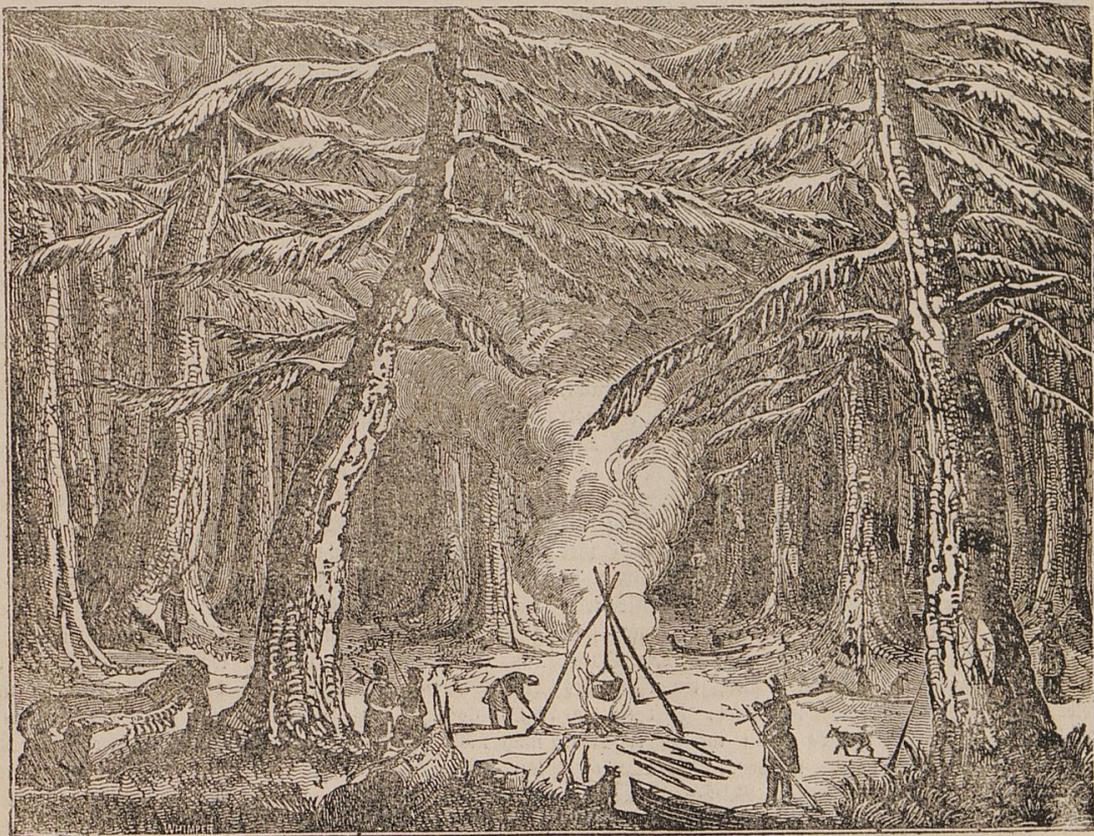
Außerdem müssen sich die Reisenden auf ihre Jagdglück verlassen. Zu größerer Sicherheit nehmen sie gewöhnlich indianische Jäger, deren Geschicklichkeit in der Jagd berühmt ist, als Begleiter und Wegweiser mit. Besonders macht man oft Jagd auf Renntiere oder auf Büffel.

Fällt die Jagd schlecht aus, dann sind die Reisenden, welche selten Pemmikan genug bei sich führen können, oft der größten Hungersnoth preisgegeben, und sie müssen mit gebranntem Leder, dem Felle der Büffel, oder mit den wenigen esbaren Kräutern, welche sie hier

und da unter dem Schnee hervorgraben, ihr Leben freisten. Glücklich sind sie dann, wenn sie den halbverwesten Nest eines Rennthiers oder eines Büffels finden, welcher von einem Raubthiere getödtet ist; denn auch in diesen rauhen Gegenden zeigt das Raubthier, der Wolf, seine List gegen die stärkern Thiere. Während das Wild ruhig seiner Nahrung nachgeht, versammeln sich die Wölfe in großer Anzahl, bilden einen Halbmond und beschleichen das Rudel anfangs vorsichtig; sobald sie jedoch ihrer Sache sicher sind und dem Wilde den Rückzug in die Ebene abgeschnitten haben, rücken sie schnell vorwärts, schüchtern ihre Beute durch lautes Heulen ein und zwingen sie, nach dem Abgrunde, als die einzige offene Stelle, hinzustreben. Sie müssen wissen, daß, wenn das Rudel einmal in voller Flucht ist, es leicht über den Felsen hinausgetrieben wird, weil die hintersten Stücke die vordersten drängen. Dann steigen die Wölfe nach ihrer Bequemlichkeit hinab, um die entseelten Thiere zu verzehren.

Bei gefrorenem Schnee oder guter Bahn legen die Reisenden gewöhnlich täglich etwa 15 englische oder drei deutsche Meilen zurück; ist der Schnee locker, so geht die Reise freilich langsamer. Auch haben die Reisenden darauf zu

achten, einen bequemen Lagerplatz zu finden, wo sie die Nacht zubringen können. Ist die Gesellschaft am Ruheplatz angelangt, so wird der Schnee bis auf den Grund weggeräumt, der Platz mit Fichtenästen überworfes, über welche die Reisenden ihre Decken ausbreiten und an einem zu ihren Füßen prasselnden Feuer warm und bequem liegen, ohne selbst bei starkem Froste ein anderes Dach über sich zu haben als den Himmel. Niemand darf sich eher zur Ruhe begeben und das Feuer nicht eher angezündet werden, als bis Alles gehörig vorbereitet und hinlänglicher Vorrath an Holz herbeigeschafft ist. Die Hunde geben bei dieser geschäftigen Scene die einzigen unthätigen Zuschauer ab und bleiben angeknüpft, bis die Leute Zeit haben, die Schlitten abzupacken und jede Art von Lebensmitteln an Bäume, außer dem Bereich jener Thiere, aufzuhängen. Nur durch diese Vorsichtsmaßregel ist es möglich, die Lebensmittel vor diesen gefräßigen Thieren zu sichern. Ein Hauptpunkt, auf welchen die Reisenden bei der Wahl dieser Lagerplätze Rücksicht zu nehmen haben, ist natürlich ein hinlänglicher Vorrath an Brennmaterial. — Ueber die Resultate dieser wichtigen Entdeckungstreife behalten wir uns einen ausführlichen Artikel vor.



Die Anlegung eines Nachtlagers.

Einfuhr des Mahagoniholzes in Europa.

Der englische Capitain Gibbons, der auf einem westindischen Schiffe befehligte, war der Erste, der einige Bohlen Mahagoniholz, das vor mehreren Jahrzehenden für moderne Meubles am gesuchtesten war und auch gegenwärtig noch viele Liebhaber findet, zu Ende des 17. Jahrhunderts, oder zu Anfange des 18. Jahrhunderts als Ballast mit nach Europa

brachte. Er gab sie seinem Bruder, einem berühmten Arzte in London, der sich eben ein Haus bauen ließ. Die Zimmerleute aber fanden das Holz zu hart zur Bearbeitung, und so warf man es als unnütz bei Seite. Bald hernach brauchte die Frau Gibbons' einen Lichtkasten, und der Doctor Gibbons ließ seinen Tischler, Wollaston, rufen, ihm einen solchen Kasten aus dem Holze zu machen, das im Garten liege. Wollaston beklagte sich nun gleichfalls über die schwer

zu bearbeitende Härte des Holzes. Indessen kam doch der Kasten zu Stande und gefiel so sehr, daß sich Doctor Gibbons auch einen Schreibtisch aus eben dem Holze machen ließ, dessen schöne Politur, Farbe u. s. f. ihm so gefielen, daß er alle seine Freunde einlud, das neue geschmackvolle Meisterwerk des Tischlers zu besehen. Unter diesen Beschauern befand sich zufälligerweise auch die Herzogin von Buckingham, die sich etwas von diesem Holze ausbat und sich von Wollaston ebenfalls einen Secretair nach der modernsten Form verfertigen ließ. Hierdurch wurde das Holz immer mehr bekannt und kam nach und nach zu der Aufnahme, die es noch jetzt genießt.

Ein Fest aus dem 15. Jahrhundert.

Der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, gab im Jahre 1453 zu Lille in Flandern ein Fest, wozu eine Gesandtschaft die Veranlassung gab, die von dem griechischen Kaiser zu Konstantinopel kurz vor dem Ende des griechischen Kaiserreichs an die vornehmsten europäischen Höfe gelangte, um Hülfe gegen die Türken zu suchen. Philipp der Gute fühlte sich durch die an ihn gestellte Bitte so sehr geschmeichelt, daß er der griechischen Gesandtschaft seinen Beistand mit der größten Feierlichkeit zusagen zu müssen glaubte. Er veranstaltete dazu ein großes Gastmahl, wozu er alle seine Vasallen und Edlen einlud. In einem großen Saale wurden drei Tafeln zubereitet. Die mittlere hatte die Form eines Hufeisens und trug als Schaugericht einen Thurm, ein Schiff und andere Gebäude. An dieser Tafel saß der Herzog selbst. Die beiden Seitentische waren ebenfalls mit kunstreichen, zum Theil allegorischen Figuren besetzt. Ein gewaltig großer Aufsatz hatte die Form einer Pastete. In dieser kolossalen Pastete stakten die Musikanten, die zum Schmause aufspielten. Am Ende des Saales war dem Herzoge gegenüber ein Theater angebracht, worauf während der Mahlzeit die Eroberung des goldenen Vlieses durch Jason und seine Argonauten aufgeführt wurde.

Mit dem Schlusse dieses Schauspielkes fing die Pracht erst recht an. Zum Erstaunen der Gäste trat ein Riese in türkischer Tracht mit einem Turban in den Saal, der einen Elefanten führte. Dieser trug einen Thurm, in welchem eine verschleierte Dame saß. Der Zug machte vor dem Herzoge Halt. Die Dame im Thurne erhob ihre Stimme, sang ein rührendes Triolet, und als sie ausgesungen hatte, hielt sie eine Rede in Versen an den Herzog, um ihn zu bewegen, sie gegen die Barbaren zu schützen. Der Herzog winkte dem Herold des goldenen Vlieses, und ein schönes Fräulein trug ein Hauptgericht auf, einen Fasan mit vergoldetem Schnabel und vergoldeten Füßen. Nun gelobte der Herzog feierlich, daß er, wenn der König von Frankreich, der Lehnherr, gegen die Türken ziehen werde, er unbedingt folgen und mit dem Sultan selbst Mann gegen Mann streiten werde.

Das Gelübde des Herzogs begeisterte alle anwesenden Ritter und Edlen, und Alle wiederholten das Versprechen, mit Hinzufügung ganz eigner Betheuerungen. So betheuerte der Eine, daß er sich nicht eher zu Tische setzen wolle, als bis er sich mit den Ungläubigen geschlagen hätte; ein Anderer gelobte, bis dahin keinen Wein zu trinken, ein Dritter, Freitag

Abends nicht zu Bette zu gehen; ein Vierter, nicht eher nach Europa zurückzukehren, ohne eine bestimmte Anzahl gefangener Türken mitzuschleppen. Es wurde aber aus der ganzen Sache nichts, denn ehe man sich noch in marschfertigen Zustand versetzt hatte, lief schon die Nachricht von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ein.

Eine preußische Gesandtschaft auf den Sandwichinseln.

[Beschluß.]

Jetzt wurden die Kisten mit den Geschenken in den Saal gebracht und in Gegenwart der Versammelten geöffnet. Capitain Wendt und ich suchten die Sachen in einer gewissen Ordnung aufzustellen, um dadurch einen größern Effect hervorzubringen. Die Versammlung zeigte ihr hohes Erstaunen über die große Menge der Geschenke; doch Kauike-aouli, auf der Bank sitzend, betrug sich anfangs so abgemessen zurückhaltend, daß man sein Betragen sehr bald für erkünstelt halten mußte. Die Statuen in Eisen gegossen, worunter sich die von Friedrich II., Alexander I., von Napoleon, Blücher u. s. w. befanden, erregten die lebhafteste Freude; vor Allem wurde die von Friedrich II. bewundert; der König ließ sie sich nach seinem Sitze bringen, um sie genauer zu betrachten. Die Decorationen einer militärischen Uniform, der Hut mit dem Federbusche und ganz besonders der schöne Degen schienen außerordentlich zu gefallen. Ein reiches Sattelzeug wurde sogleich einem Schimmel angelegt und erregte große Freude; aber vor Allem gefielen die prachtvollen Gemälde seiner Majestät des Königs von Preußen und das des Fürsten Blücher, welches einst Kauike-aouli zu sehen gewünscht hatte. Die Abbildungen der verschiedenen Truppengattungen der königl. preuß. Armee, welche sich ebenfalls unter den Geschenken befanden, gingen beständig in der Versammlung herum und wurden, mit den lautesten Bemerkungen begleitet, vielfach bewundert. Unter den Geschenken, welche der etwaigen Gemahlin Kauike-aouli's bestimmt waren, befand sich ein sehr feiner Damenhut mit künstlichen Blumen verziert; er erregte besonders die Neugierde der jungen Königin Kinau, die bei ihrer außerordentlichen Riesengestalt dennoch einige ganz besondere Reize besitzt. Sie ließ sich den Hut aufsetzen und wurde darin allgemein bewundert. Auch der Schmuckgestiel dieser Dame außerordentlich, und sie wünschte, daß er ihr angelegt würde, wobei wir selbst in die größte Verlegenheit geriethen, da die Armbänder und die Halskette, obgleich ausnehmend groß gemacht, dennoch nicht passen wollten. Nur mit größter Mühe gelang es uns, die Halskette zu befestigen, indem wir den Hals der Dame stark zusammenschnüren mußten, und dabei ist sie im Verhältniß zu den Uebrigen ganz und gar nicht stark, sondern vielmehr fein und zart gebaut.

Kauike-aouli wurde ersucht, die Uniform anzulegen, was er auch sogleich mit Hülfe seines Secretairs Halilei im Nebenzimmer that; doch als es plötzlich hieß: „Die Missionare kommen!“ legte er sie schnell wieder ab. Als er mit der angezogenen Uniform in den Saal zurückkam und seine Schwägerin Kinau im Schmucke erblickte, sagte er sogleich, daß sie ihn ablegen solle, denn er wäre durchaus nicht für sie bestimmt; auch würde sie nichts davon bekommen. Die Schwägerin gehorchte augenblicklich, ohne irgend eine böse Miene dabei zu machen. Die feine Leinwand, die seidene Stoffe, die

Toilettenstücke und noch viele andere Sachen erregten den Neid der anwesenden Damen, denn Kauike-aouli behielt Alles für sich.

Während die Geschenke übergeben wurden, saß Kaahumana, die Königin Mutter, still und traurig; sie konnte ihren Neid nicht verbergen und stellte sich lieber krank; zwei Diener standen neben ihr und mußten ihr beständig frische Luft zuwehen. Ein Stock mit einer Mundharmonica, den wir an John Adams, den Gouverneur, geschenkt hatten, gefiel der alten Frau so außerordentlich, daß sie ihn in Beschlag nahm und sogleich in Gegenwart der hohen Versammlung ihre musikalischen Talente darauf versuchte.

Die überreichten Geschenke machten auf Kauike-aouli und alle Große des Reichs den angenehmsten Eindruck; obgleich Ersterer stets ein sehr abgemessenes, erkünsteltes und offenbar von den Missionaren anbefohlenen Betragen zeigte, so hatte er doch zu den englischen Kaufleuten gesagt, daß er ganz beschämt wäre, denn er habe Sr. Majestät dem Könige von Preußen nur einen Federmantel, eine solche Kleinigkeit, geschenkt und erhalte jetzt so außerordentlich viele Sachen, die er nicht zu vergelten wisse. Es ist in der That wahr, daß, so oft auch die Engländer nach den Sandwichinseln Geschenke geschickt haben, diese nie den Werth derjenigen überstiegen, welche wir zu überreichen die hohe Ehre hatten.

Die Veranlassung zu diesen Geschenken, welche Sr. Majestät unser König an den Beherrscher der Sandwichinseln schickte, schreibt sich von der ersten Anwesenheit des königl. preuß. Seehandlungsschiffes Prinzessin Luise zu Honoruru her. Kauike-aouli, damals noch viel jünger, hatte Vieles von den Thaten der preuß. Heere in dem großen Befreiungskriege gegen Napoleon gehört, und daß ihren Anstrengungen allein der größte Theil des glücklichen Erfolgs zugeschrieben werden müsse. Man hatte ihm Viel von unserm damaligen Feldmarschall, dem Fürsten Blücher, erzählt, und eine gewisse Bewunderung der großen Thaten dieses Mannes bemächtigte sich seiner, wobei er oftmals den Wunsch ausdrückte, daß er wenigstens das Bild dieses tapfern Mannes zu sehen wünschte. In seiner Bewunderung für Preußen schickte er Sr. Majestät dem Könige von Preußen einen bunten Federmantel, begleitet mit einem Schreiben, worin er den hohen Werth dieses Gegenstandes auseinandersetzt, da diesen Mantel einst Tamehamea I. in den Schlachten getragen habe, welche die Unterwerfung aller Sandwichinseln unter seine Regierung zur Folge hatten. Sowol dieser Federmantel als auch das ihn begleitende Schreiben sind auf der königl. Kustkammer in Berlin zur Aufbewahrung niedergelegt worden.

In Folge dieses Gesankes hatte Sr. Majestät der König die Gnade, mit der ersten Gelegenheit, welche sich bei der abermaligen Reise der Prinzessin Luise darbot, das Bildniß des Fürsten Blücher, begleitet von alle den vielen andern Geschenken, an Kauike-aouli zu übersenden.

Dele zu reinigen und vor dem Ranzigwerden zu sichern.

An der atmosphärischen Luft erleiden die fetten Dele eine bedeutende Veränderung. Das Ranzige, welches sich bildet, hat seine Entstehung in der Verbindung des Sauerstoffes der uns umgebenden Luft mit den schleimigen Materien der Dele. Aus dieser Ursache verlieren sie nach und nach ihre Flüssigkeit, und einige von ihnen, die man deshalb auch trocknende Dele nennt, nehmen

eine solche Consistenz an, daß sie sich zuletzt gar nicht mehr fettig anfühlen lassen und dem Papiere keine Flecken erteilen. Um nun das Del dagegen zu verwahren, vermischt man dem Rauminhalte nach gleiche Theile Del und heißes Wasser und rührt Alles eine Viertelstunde lang tüchtig untereinander. Hierauf läßt man es einige Tage in Ruhe. Das Del sondert sich von dem Wasser und schwimmt wegen seiner größern Leichtigkeit auf diesem. Das Del, dessen Schleimtheile durch das Wasser entzogen sind, wird hierauf behutsam abgeseigt. Graf Chaptal von Chanteloup, ein berühmter französischer Chemiker, hat ein auf diese Weise behandeltes Del mehre Jahre offen stehen gehabt, ohne daß es eine Veränderung erlitt.

Die Lotusblume.

Unsere Leser dürfte es beim ersten Blicke befremden, daß wir aus dem unendlichen Gebiete der Flora oder Blumenwelt ein einzelnes Species herausnehmen und eine Beschreibung, ja selbst eine Abbildung von einer Blume geben, die sich weder durch Lieblichkeit des Duftes noch durch Schönheit der Form mit unserer Rose messen kann. Doch ungeachtet ihres Mangels an äußern besonders ansprechenden Eigenschaften hatte sie das seltsame Geschick, von zwei Nationen als ein Heiligthum verehrt, ja selbst von Dichtern noch in neuester Zeit besungen zu werden. So schildert Southey einen mit Lotus übersäeten See:

Klar wie Krystall und genährt von unversieglischen Quellen
Schmiegt sich ein freundlicher See an den benachbarten
Strom,

Blendend wie glänzender Stahl schwellt ihn sein ruhiges
Wasser.

Wenn dann sanfte Zephyre leise die Fläche berühren,
Funkelt ein plötzliches Licht rings um des Lotus Stamm,
Und das heil'ge Gewächs tauchet den rosigen Kelch auf,
Senket sich auf und ab in zartgefächelter Welle;
Während der wachsende Wind die Schwere des Blumen-
kelchs schaufelt,

Schlagen die glänzenden Blätter wie Flügel die zitternde
Welle.

Schon der alte Homer erzählt, daß Odysseus nach der Zerstörung Trojas zu einem Volke von mildem Charakter an der Nordküste von Afrika kam, welches sich von den Früchten der Lotusblume ernährte. Dem Genuße dieser Frucht schrieben die Lotophagen oder Lotusesser — so nannte der alte Dichter dieses Völkchen — die Wirkung zu, dem Fremdlinge das Andenken an die Freunde seiner Heimat zu vertilgen und die Sehnsucht nach dem Vaterlande zu stillen. Eigenthümlich ist der Mythos oder die religiöse Sage Indiens, in welche diese Wasserblume verflochten ist. Nach dem Religionsglauben der Indier ist ihr größter Fluß, der Ganges, eine Göttin Gange, welcher der Lotus als Sinnbild der Fruchtbarkeit geweiht war.

Die Indier nehmen eine aus den Göttern gebildete Dreieinigkeit an; die Art dieser Vereinigung ist dem menschlichen Verstande unbegreiflich. Nach einigen Auslegern des indischen Religionsglaubens ist Brahma, nach Andern Wischnu, nach Andern Schiwa die erste Hauptperson der Dreieit. Der Inhalt der Religions Sage, soweit sie unsere Blume betrifft, ist etwa folgender: „Das ewige Wesen, das keinen Anfang hat, die Seele der Seelen, Atma (Athem), beschloß noch Wesen außer sich zu schaffen, und webte aus dem Einschlag und den Längenfäden der Eigenschaften, Hervorbringung, Erhaltung, Zerstörung, ein Gewebe, bekleidete sich damit und verhüllte sich dahinter. Aus diesem Schleier besteht alle Schöpfung der Welt. Das All ruhet, mit Wasser be-

deckt; aus dem Gewässer tauchte die Lotusblume auf und Brahma ruhte auf ihr, auf dem unermesslichen Elemente schwimmend. In eine Welt voll Dunkelheit gehüllt und überall nichts als Wasser erblickend, betrachtete er sich selbst mit seinem vierköpfigen Haupte und staunte über das Räthsel seines Daseins. Wer hat mich hervorgebracht? Woher komme ich? Was bin ich? Aber 100 Jahre brachte er, in tiefes Nachdenken versunken, auf dieser Blume zu, und es ward ihm kein Aufschluß über seine Abkunft und Bestimmung. Dem Kummervoll über sich Hinsinnenden rief einst plötzlich eine Stimme, die durch das Weltall wiedertönte, folgende Worte zu: „Richte dich mit Gebet an Bhagavat“ (die höchste Gottheit.) Sogleich setzte sich Brahma auf seine Lotusblume in eine nachdenkende Stellung und versenkte sich in ein tiefes Sinnen über die Macht und die Eigenschaften des Allmächtigen. Durch die Kraft seines Nachdenkens offenbarte sich ihm das Wesen aller Wesen unter einer männlichen Gestalt mit 1000 Köpfen; er begann ihn zu preisen und seine Gebete fanden Erhöhung. Mehr und mehr trat dem Betrachtenden das unsichtbare Wesen aus dem Dunkel hervor und entfaltete die unendliche Menge der Gestalten seines Wesens, aber noch als tieffschlummernde Kräfte. Versenke dich in Betrachtung, gebot der Allmächtige, und wenn du durch Andacht und Buße zur Kenntniß mei-

ner Allwissenheit gelangt bist, so will ich dir die Kräfte zum Schaffen geben; du sollst die Welt und das in meinem Schooße ruhende Leben entwickeln.“ Nach 100 göttlichen Jahren der Andacht rüstete der Ewige ihn mit Kraft, und er schuf.

Der alte griechische Schriftsteller Herodot erzählt uns, welchen Gebrauch die alten Aegypter von dem Lotus machten. „Die Aegypter, welche in den sumpfigen Niederungen wohnen, machen auf eine sehr leichte Art die Ernte des Lotus, als eins ihrer vornehmsten Erhaltungsmittel. Wenn die Gewässer ihren höchsten Stand erreicht und die Felder überschwemmt haben, so entsprossen auf der Oberfläche unzählige Pflanzen von der Gattung der Lillien, welche die Aegypter Lotus nennen. Diese schneiden sie ab und trocknen sie in der Sonne. Aus dem Samen, welcher mit dem des Mohrenes Aehnlichkeit hat, backen sie eine Art Brot; zugleich bedienen sie sich auch der Wurzel, welche einen lieblichen Geschmack hat und so groß als ein Apfel ist, zu ihrer Nahrung.“ Das häufige Vorkommen der Lotusblume auf den alten ägyptischen Denkmälern in den Grabgewölben (Katakomben) und auf den Abbildungen von religiösen Ceremonien beweist, daß diese Blume ein Gegenstand hoher Verehrung bei ihnen war. Jetzt schätzen die Aegypter diese Blume nur noch wegen ihres schönen Aussehens, machen aber als Nahrungsmittel keinen Gebrauch mehr von derselben.



Die Lotusblume.

An die Leser des Pfennig-Magazins.

Die Zerstörung der beiden an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Parlamentshäuser in London durch den Brand am 16. October dieses Jahres gibt uns Anlaß, die Leser auf die im ersten Jahrgange des Pfennig-Magazins No. 35 und No. 37 enthaltenen Abbildungen der innern Ansichten der Sitzungssäle sowol des Ober- als des Unterhauses aufmerksam zu machen.